

Interview

ESCHEN / Besuch beim Bildhauer

Hugo Marxer: «Man sollte sich

Geboren ist Hugo Marxer vor 50 Jahren in Vaduz, am 5. Dezember 1948, im damaligen sogenannten Bürgerheim, er ist Bürger von Eschen. «Und ich bin stolz darauf, in Vaduz geboren worden zu sein», lächelt Hugo Marxer, «und nicht irgendwo in der Provinz!»

VON HENNING VON VOGELSANG

Seine Jugendzeit in Eschen wie auch in Italien bezeichnet er als sehr eindrücklich, seine Mutter stammt aus Italien, «und», so Hugo Marxer weiter, «da hatte ich die grosse Chance, dass ich während langer Zeit, bis zum Schulanfang, sehr viele Monate im Jahr, speziell in den Frühlings- und Sommermonaten, bei den Grosseltern in Italien verbringen konnte.

Hugo Marxer weiter: «Da habe ich die italienische Sprache gleich mitbekommen wie eine Muttersprache. Das ist mir dann viele Jahre später sehr zugute gekommen, auch die Art zu leben und die Mentalität von Italien – das hat sich bei mir erhalten. Und dann die Schulzeit in Eschen: zuerst die Volks- und dann die Realschule. Da die ersten Gehversuche mit Zeichnen. Aber es hat während der Schulzeit niemand gemerkt, was eigentlich los ist, weil die Lehrerschaft damals für solche Dinge nicht sensibilisiert war. Damals ging es in der Schulpolitik darum, dass man, wenn man ein Arbeiterkind war, auch wieder ein Arbeiter werden musste. Ich habe mich immer wieder dagegen gewehrt, die ersten Erfolge hatte ich aber erst nach meiner Volljährigkeit. Da kam nach der Realschule der Berufswunsch, und das war bei mir ein kreativer Beruf. Aber in Liechtenstein hatte man damals diesbezüglich keine Chance, man hätte ins Ausland gehen müssen. Dann waren da auch noch grosse Einwände seitens des Vaters, im Nachhinein muss ich sagen: Er hat recht gehabt. Ich wäre wahrscheinlich abgestürzt. Ich habe später in der Akademiezeit erlebt, was es heisst, aber da war ich dann auch älter. Und dann ging's so, wie es mit jedem jungen Eschner ging... in die Presta. Da war wiederum die Möglichkeit Werkstatt oder Büro, aber ich habe mich dann irgendwie durchgesetzt und konnte als Maschinenzehner die Lehre anfangen. Das hat mir sehr grossen Spass gemacht. Ich habe da die Zeichnerei von der Pike auf gelernt, und später bis heute brachte und bringt mir das Riesenvorteile. Ich habe die Technik zu begreifen gelernt, und das war gut, aber auch da habe ich viele Jahre nicht verstanden, warum, weil ich ja doch in meiner Freizeit die kreativsten Sachen zu machen probiert habe.»

«Liechtensteiner Vaterland»: Wer steckte hinter diesem Wunschbild: «In die Fabrik?»

«Das war schon väterlicherseits der Wunsch, damit ich dann später als Zeichner, später eventuell als Techniker oder so meine Karriere fortsetzen könnte. Man muss sich vor Augen halten, dass mein Vater über 35 Jahre als Hilfsarbeiter tätig war, und da muss ich vor ihm den Hut abnehmen, denn er hat es geschafft, eine Familie mit drei Kindern durchzubringen, ohne einen Beruf erlernt zu haben. Ich habe das durchgezogen und mit Erfolg die Lehre abgeschlossen und anschliessend für mich ein Fernstudium in Grafik bei der Famous Artists School, die ihren Sitz in Amsterdam hat, gemacht, und das vier Jahre lang.»

Wie haben Sie denn diese Zeit der anstehenden Berufswahl erlebt? Musste man damals nicht fast schauen, dass für die Kinder ein Broterwerbsberuf gefunden werden konnte?

«Das ist richtig. Wir hatten dazumal die sechziger Jahre – 64 bis 68 war die Lehrzeit –, die Beatles sind aufgekomen, erstmals sah man welche mit lan-

gen Haaren. Diese Einflüsse kamen ganz langsam auch nach Eschen. Da war man dann schon darauf erpicht, dass ein «bodenständiger» Beruf gesichert ist. Jahrzehnte später habe ich dann erst den Gedanken verstanden, was da gemeint war, dass das eben notwendig war und ich von dem Zeichenberuf ja gelebt habe. Das war dann so nach 20 Jahren Industriearbeit, als ich neben dem Industrijob als Konstrukteur in der Nacht viel gezeichnet und modelliert habe.»

Wie empfanden Sie die Disziplinierung, das Zeichnen nach den Vorgaben anderer, in der Industrie?

«Ich musste da durch, hatte aber später die Chance, mit sehr guten Leuten, sprich Chefs, zusammenarbeiten zu dürfen, die mein Talent gesehen haben, mir Freiraum gaben und damit wesentlich dazu beigetragen haben, dass schlussendlich dann eben der Künstler daraus wurde. Aber die Kreativität selbst, die ich heute noch habe und die wie ein Quell sprudelt, wurde natürlich in der Industrie ganz klar beschnitten, denn dort musste ich Sachen auszeichnen, die andere «kriert» hatten. Ich habe mich aber trotzdem durchgebissen, weil ich relativ früh gemerkt habe, dass ich den Weg, den ich gehen will, letztlich eben doch allein gehen muss, und dass er ein bisschen länger ist als vielleicht bei anderen, aber dafür nachher umso stabiler und sicherer sein wird. Und da kommen mir jetzt heutzutage natürlich auch wieder sehr zugute, neben dem Fachwissen des ehemaligen Brotberufs, die Disziplin und Ordnung, die ich gelernt habe. Wenn man sich hier im Atelier umschaute, sieht man die Bleistifte, das Werkzeug so, dass ich sie im Dunkeln wegnehmen kann –, und das war gang und gäbe im Konstruktionsbüro. In Carrara werde ich immer wieder ausgelacht, weil sie mich als pedantischen Schweizer ansehen, aber ich bin eben der, der seit zehn-zwölf Jahren mit derselben Maschine arbeitet, weil sie von mir gewartet wird, denselben Hammerstiel drinhat usw. Das sind alle diese Sachen, bei denen mir die Disziplin angelehrt wurde, die ging rein, und das habe ich begriffen. Und ich arbeite heute um einiges leichter.»

Die Kreativität hat also nicht unter dieser Disziplinierung gelitten?

«Die Leute haben doch früher immer gesagt: Ach, der hat ein Hobby, der malt und zeichnet, und der bildhauert. Die Wirklichkeit war anders: Mein Hobby war das Maschinenzichnen, die Konstruktion von Maschinen – tagsüber, weil ich da wach war. Und in der Nacht war ich noch wacher – und da habe ich als Künstler gearbeitet. Und das hat sich über Jahre hingezogen, bis ich die für solche Dinge wichtigen Menschen getroffen habe, zum Beispiel, für mich ein ein wichtiger Mann, Professor für Bildhauerei Wander Bertoni in Wien, ein Italiener, Fachklasse für Bildhauerei, und der hat eigentlich als erster gesehen, dass ich nicht direkter Maler sprich Grafiker bin, sondern aus meinen Zeichnungen hat der gesehen und gesagt: «Marxer, Sie sind ein Bild-

hauer, hat mir die Zeichnungen weggenommen und mir einen Klumpen Lehm hingeknallt. Und da habe ich, relativ spät eigentlich, erstmals die Berührung mit dem Plastischen gehabt. Und das war ausschlaggebend. Der hat das gesehen und dann, nebst anderen bei uns, die Förderung übernommen und mich dann mitgenommen. Aber wie gesagt: Es hat auch bei uns Leute gegeben, die wesentlich waren, wie der Chef in der Firma, der es toleriert hat, dass ich viel Freiraum im Sommer bekam, um die Sommerakademie zu besuchen usw. Das ging dann doch über Jahre hinweg so weiter, bis dann Robert Allgäuer Präsident des Kulturbeirats wurde und mir 1985 anlässlich eines Fürstenbesuches in Eschen, mit Ausstellung, in den Pfrundbauten – ich war an der Sommerakademie in Salzburg, aber man hat mich herbeitelefoniert –, spontan das Angebot gemacht hat, als erstem Liechtensteiner ein Kunststipendium zu geben. So wurde ich Stipendiat, das hat sich so in zwei-drei Sätzen ergeben. Das war die Chance, die ich genutzt habe und womit auch den Schritt in die Professionalität tun konnte. Ich bin dann voller Freude in der Nacht mit dem Zug

dass ich z. B. jetzt schon bis nächsten Sommer beschäftigt bin. Und durch diese Erfolge, auch in Italien, und Auftragsarbeiten für Skulpturen in der Schweiz, in Deutschland und Österreich habe ich mir eigentlich den Weg um Liechtenstein herum gesucht. Die Menschen sind so durch meine Aktivitäten und durch die Plazierungen von immer mehr meiner Skulpturen im öffentlichen Raum aufmerksam geworden und haben gesehen: Da ist einer, der ist kreativ, der bringt Qualität, dem kann man jetzt vertrauensvoll einen Auftrag übergeben.

Das ist ja immer die grosse Spanne bei den Bildhauern, bis es zum ersten bzw. zweiten Auftrag kommt. Denn niemand ist ja bereit, eine grosse Summe Geld jemand einfach so zur Verfügung zu stellen und zu sagen: «Probier mal!» Denn in dem Geschäft geht es mit Probieren nicht, da muss man machen!»

Kann es sein, dass der zunehmende Erfolg im Ausland sich auf die gewachsene Anerkennung hier im Land auswirkt hat und auswirkt? Und wie läuft das ab: Mundpropaganda, Medien?

«Das ist richtig. Das «Bekanntwerden» beruht eigentlich schon eher auf dem System, dass es der eine dem anderen sagt. Da gibt es Beispiele: Wenn jemand eine Skulptur kauft und sie steht an einem günstigen Platz, dann gehen die Menschen daran vorbei und fragen, wer das gemacht hat, kommen zu mir ins Atelier, sehen die hunderten von Modellen, Ideen und Varianten. Es kommt zur Diskussion, und daraus erwachsen neue Verbindungen, die dann eben auch fruchtbar werden können.»

Die grossen Skulpturen sind ja das eine, Ausstellungen das andere. Sie sind ja nicht nur darauf angelegt, «Umsatz zu machen», sondern sollen auch Meilensteine seines künstlerischen Weges aufzeigen, der Künstler will sich darstellen. Welches sind Ihre wichtigsten Ausstellungen der jüngeren Zeit?

«Ganz spontan gesagt war für mich eine der wichtigsten Ausstellungen – an die ich noch anknüpfen werde, – jene in Ilmenau bei Weimar auf Einladung des Kulturkreises Liechtenstein-Weimar. Auf die lege ich sehr grossen Wert. Ich möchte mich nach dieser Bilderausstellung in jenem Raum auch als Bildhauer, mit Plastiken, zeigen. Ich hatte da eine Resonanz seitens der Bevölkerung, auch mit Briefen, nachher erfahren dürfen, wie gut ich da angekommen bin. Dann war da noch dieses Jahr eine «Bildhauerausstellung» im Willy-Brandt-Haus in Berlin; dann in Neuchâtel in der Schweiz und in Volterra in Italien. Und im Dezember kommt Vaduz.»

Diese Ausstellung hatte ja in Deutschland ein sehr grosses Medien-echo, sehen Sie sich da auch ein wenig in der Rolle eines künstlerischen Botschafters Liechtensteins?

«Ja natürlich, ich trage ja den Namen Liechtensteins hinaus, präsentiere mich als einer aus dem kleinen Fürstentum, das dort manchmal mit negativen Schlagzeilen verbunden wird.»

Wer gibt Ihnen eigentlich vorwiegend Aufträge: Unternehmen, Privatpersonen...?

«Das sind Unternehmen von Grösse, wie z. B. letztes Jahr die grosse Skulptur für das Hauptgebäude von Landis & Gyr in Zug.

Aber auch Privatpersonen, Architekten oder Architektenverbände, in Zusammenarbeit mit den Bauherren. Zum Teil kommen auch Aufträge von der öffentlichen Hand, also Direktaufträge wie z. B. bei der Schule Nendeln oder letztes Jahr bei den LKW. Im Moment aktuell ist die grosse Bronzearbeit für die AHV-Gebäude, die kürzlich vorgestellt wurde. Das hat mich sechs-sieben Monate beschäftigt.»

Welchen Stellenwert hat für Sie der Austausch mit anderen Menschen, zum Beispiel bei Ausstellungen?

«Das ist für mich eine ganz wesentliche Angelegenheit, darum bin ich immer vor Ort, wenn es geht, angefangen vom Hängen der Bilder über die Eröffnung bis zu Präsenzzeiten während der Dauer. Der Kontakt mit den Menschen ist für mich immer eine Freude, sie lernen einen Hugo Marxer kennen, der mit beiden Beinen auf der Erde steht, einer wie jeder andere ist, ganz einfach etwas aus seinem Talent macht und nicht ein Künstler ist mit wallendem Gewand, einer Feder am Hut und 50 cm über dem Boden schwebend, sondern dasteht und zupackt und normal ist. Und diese Kontakte – sobald die Menschen das merken – eröffnen einem ganz andere Möglichkeiten, sprich Türen. So sind mir im Ausland dadurch viele Freundschaften erwachsen, auf die ich heute recht stolz bin. Das sind Dinge, die man mit Geld nicht kaufen kann.»

Ich habe das durch die Bildhauerei so erleben dürfen, und das wiegt dann vieles andere wieder auf. Die Kontakte, die ich im Ausland auch unter Kollegen knüpfen konnte, sind sehr stark und sind vor allem unter uns auch sehr verbindlich im Sinne vom Füreinander-da-Sein.»

Sie sind mehrere Monate im Jahr von Heimat und Familie fort, meist in Carrara, dennoch aber in Liechtenstein verwurzelt. Welchen Bezug haben Sie heute aus dieser Sicht zum Land und seinen Menschen, fließt so etwas in die Arbeit ein?

«In die Arbeit fließt so etwas ganz sicher nicht ein, da bin ich total anders orientiert und unheimlich selbständig, dass da nichts direkt einfließt. Aber es ist schon richtig, dass ich Dinge wahrnehme, die ich früher nicht wahrnahm, so zum Beispiel das Dorf Eschen, das ist mir relativ stark fremd geworden. Ich bin über Monate weg, letztes Jahr waren es sieben Monate, jetzt gehe ich wieder nach Carrara bis ins Frühjahr. Ich selbst jedenfalls bin mit Herz und Seele Liechtensteiner und möchte nichts anderes sein. Ich habe dadurch Vorteile wie Nachteile, aber ich habe festgestellt, dass die Entfremdung nicht nur dadurch stattfindet, dass man zum Beispiel Ausländer sieht, die man an der Kleidung erkennt. Das heisst, ich sehe, wie die Liechtensteiner selbst, der eine wie der andere, immer städtischer werden – die Häuser einfrieden, die Mauern höher ziehen. Diese Entfremdung meine ich, und die gibt mir zu denken. Jeder verzieht sich so schnell wie möglich und krappst da irgendwie vor sich hin. Mir selbst tut das keinen Abbruch, ich weiss, dass die Welt offener ist und habe meine Kollegen heute vielleicht mehr in Italien, wo ich hinkommen kann; da ist es dann ein bisschen anders, da stehen alle auf der Piazza, man sieht einander wieder...»

Sicher kann man diese Veränderungen nicht leugnen, es herrscht ja auch ein viel aggressiverer Umgangston als früher; hängt dies alles nach Ihrer Ansicht mit dem ganzen Wohlstand zusammen, den wir heute haben?

«Absolut. Dieser Umgang miteinander – man muss sich ja nur anschauen, wie man bei uns Auto fährt. Mittlerweile ist es ja so – ich beobachte das ja –, dass der Liechtensteiner beim Autofahren zwei Sachen auf einmal ausführt, entweder liest er beim Autofahren die Zeitung auf dem Nebensitz, telefoniert mit dem Handy, nimmt etwas vom Boden auf, oder die Frau schminkt sich im Spiegel. Das muss einfach alles während der Fahrt passieren, weil man nachher dem Franken nachspringt. Das alles geht mir ein bisschen zu schnell – zwei Sachen: da ist eine auf einmal zuviel. Da erlebe ich Italien schon ein bisschen gemütlicher, man nimmt sich Zeit für einen Schwatz, es eilt nicht so, und trotzdem bringe ich im Herbst die Skulpturen dann termingerecht ins Land. Ich hätte die grösste Mühe, wenn ich das ganze Jahr hier-



Hugo Marxer



nicht alle Träume erfüllen...»



bleiben müsste. Da würde ich vielleicht unruhig werden, das würde sich klar auf die Arbeit niederschlagen. Aber die Chance, die ich habe, dass ich mich ins Auto setzen und gehen kann und anderswo eine zweite Welt vorfinde, die ich zum Teil eben dann in der Werkstatt auch mitgestaltet und mitgeschaffen habe, und wo ich mich dann effektiv wohlfühle, ohne dass ich mit Aggressionen konfrontiert werde, die eigentlich nichts anderes sind als falsch angesetzte Frustrationen... Das muss man anders machen, muss man mit Philosophie mit sich selbst erst ausmachen, bevor man es anders herauslässt.

Ich sehe eine grosse Verunsicherung, es herrscht eine Riesenratlosigkeit: «Was ist jetzt, am Ende dieses Jahrtausends? Da wird gar nicht viel sein, es muss einfach jeder so weitermachen und versuchen, sich zu verbessern und ruhiger zu werden und das neue Zeitalter dann eben in Angriff nehmen und sich nicht von aussen, von Influenzen über schlecht gemachte Printmedien und Fernsehsendungen usw. beeinflussen lassen. Da wird ja eine Menge produziert. Wir müssen lernen, die Nachrichten richtig zu lesen und zu interpretieren, in Frage zu stellen, zu hinterfragen und nicht zu glauben.»

Wenn Sie heute vor eine Schulklasse mit Jugendlichen treten und ihnen einen Rat mit auf den Lebensweg geben sollten, was würden Sie denen sagen?

«Ich müsste erst einmal fragen, wo und bei wem sie bis dahin etwas vom Leben gelernt haben. Wenn ich die Aufmerksamkeit erhalte, würde ich versuchen, sie darauf aufmerksam und neugierig zu machen, wie ich das Problem gelöst habe, als Beispiel. Ich habe früher, lange Zeit, immer geglaubt, wenn ich durchs Land gefahren bin, da sei ich jetzt wirklich noch der einzige, der nicht reich sei. Das hat mich beschäftigt. «Ich bin nicht reich!» Und dann habe ich da angesetzt, um das Problem zu lösen, denn das Problem wurde grösser, aus dem Problem wurde Frust, Hass. Und dann war der Punkt da, an dem ich Mühe hatte. Und dann musste ich sagen: Wenn ich jetzt das Problem lösen will, dann muss ich gar nicht versuchen, das auf jemanden anderen abzuwälzen oder mit jemand anderem zu lösen, sondern bei mir selbst anfangen. Und wenn man mit sich selbst erst einmal ins klare kommt und sich dann zusätzlich noch die richtige Philosophie anliest, zueignet oder sie selbst entwickeln kann, wie ich das gemacht habe, dann kommt die Freiheit in einem auf, dass ich heute mit lachendem Gesicht durchs Land fahren kann und eben reicher bin. Und das den jungen Leuten anhand von Beispielen und Möglichkeiten zu zeigen, dass eben die Werte, denen wir hier gelehrt werden, nachzuspringen, nicht die sind, die zählen.»

Wenn man zum Beispiel Seneca liest und sein Traktat über die Ruhe der Seele, dann sieht man, dass dieser Philosoph vor 2000 Jahren genau das gleiche gepredigt hat, woran es heute fehlt, sprich: Weniger wäre mehr, Geld ist nicht das Wichtigste... Das Ruhige nehmen und das Ernstnehmen seines Mitmenschen und so weiter und so weiter. Und wenn diese Dinge zum Tragen kommen oder wieder vermehrt in den Vordergrund treten würden, dann, könnte ich mir vorstellen, dass eben auch Entfremdungen, wie ich sie erlebe, wieder zu Neukontakten werden

könnten. Und dies alles müsste natürlich den jungen Menschen mitgegeben werden. Jetzt hat natürlich Priorität, eine gute Bilanz erstellen zu können. Es ist ja nicht mehr so, dass Kathedralen gebaut werden, sondern es werden Banken gebaut. Die Verschiebung der Werte ist ja weltweit bekannt, aber wie diffizil diese Verschiebung ist, sieht man beim kleinsten Muckser; also wenn zum Beispiel ein Präsident einer Sekretärin zuwinkt, wackelt die Börse schon. Und dann muss ich lachen.

Ich würde versuchen, den Jugendlichen ein echtes Zeitgefühl zu vermitteln.

Ich kenne Menschen, die sind wesentlich jünger als ich, und sie sind schon fertig. Die haben schon abgeschlossen: «Das war's jetzt, und jetzt heisst es nur noch warten». Jedem von uns ist eine gewisse Zeit gegeben, dem einen mehr, dem anderen weniger, aber die Tage sind gleich lang. Was macht man aber aus den Tagen? Der eine verschläft sie, der andere wirft sie fort, wieder ein anderer nützt sie für wer weiss was.

Wenn ich das Einteilen der Zeit nicht so früh begriffen und mitbekommen hätte, wie ein Bildhauer seine Zeit einteilt, hätte ich es nie geschafft, in der Zeit Grosskulpturen zu realisieren, wie ich dazu heute fähig bin. Denn ähnlich wie ein Sportler muss ich ja die Zeit so einteilen, dass ich nicht zwei-drei Tage wie ein Stier draufloschlage und dann hundskaputt nicht mehr mag, sondern ich muss die Arbeit einteilen. Aber das Einteilen, also das, was man mit der Zeit machen kann oder machen könnte, haben die meisten verlernt oder nicht mehr mitbekommen oder möchten es nicht wissen. Auf jeden Fall: Es wäre und es ist ja für mich wie für jeden anderen genügend Zeit da, die Kleinigkeiten, die im Leben wichtig wären, zu erledigen. Wenn zum Beispiel ein Bildhauer eine Arbeit beginnt, dann weiss er mit grosser Sicherheit, wann er die eben zu Ende führen kann. Heute ist ja die Zeit so ausgelegt, dass sie von vielen Menschen und geschickten Geschäftemachern speziell den jungen Menschen bereits gestohlen wird. Aber Zeit ist das grösste Gut. Wenn ich mich nämlich nicht da draussen von jemand eine

Stunde leer aufhalten lasse, bringe ich in der Stunde ein wunderbares Tonmodell zu modellieren. Aber ich muss eben meinen Weg gehen und ich habe gelernt, zu sagen: «Entschuldige, ich habe keine Zeit, ich möchte arbeiten.» Das trifft manchmal hart, aber das muss so sein.»

Sie erwähnten das Lesen von Büchern bestimmter Autoren bzw. Philosophen, kann das auch jungen Menschen heute weiterhelfen, ist das nicht zuviel verlangt?

«Ich habe mir ja mein grosses Wissen – jedenfalls ist es für mich gross –, angelesen und lese auch jetzt noch sehr viel, und man glaubt ja gar nicht, welches Potential an Wissen in den Büchern zu finden ist. Und wenn man sich das herausucht und durchgeht... das Schöne finde ich dann eben daran, dass man sich beim Wechseln des Autors wieder neu einlesen muss. Ob ich jetzt einen Seneca lese oder Dürrenmatt – das sind Welten. Da dauert das Sich-Einlesen schon zwei-drei Tage. Und dann nicht aufzugeben – dann kommt man hinein und lernt den Rhythmus des Autors kennen, das ist köstlich. Und da braucht es keinen Fernseher, kein Radio, gar nichts. Das ist Unterhaltung pur zu einem hundertprozentigen Wert. Wenn ich z. B. Goethe lese, trete ich mit ihm in einen Dialog. Daraus können Skulpturen entstehen. Ich plädiere dafür, dass man junge Leute wieder zum Lesen bringt. Denn es wird in zwei/drei Generationen keine Schreiber mehr geben, wenn es jetzt keine Leser gibt, das ist das Problem!»

Kunst und Literatur sind also auch Ihre Hauptinspirationsquellen?

«Ja, Literatur und klassische Musik sehr stark, und die Umgebung, dann das Mediterrane von Italien, das spielt da mit hinein. Und dann das Träumen. Ich habe früher einmal gesagt: «Langsame Träume begreift man besser». Heute kann ich anführen: «Man sollte sich nicht alle Träume erfüllen, damit noch etwas Hoffnung bleibt!»

Vielen Dank für das Gespräch!

